

# Schule der Weisheit

Von Hermann Bahr.

Hört! Eine Schule der Weisheit plant Hermann Keyserling in Darmstadt. Ja, was soll uns die?

Vor Jahren bin ich dem baltischen Grafen in London begegnet. Der Abend bleibt mir unvergessen. Einen „erstaunlich unterrichteten und vulkanisch anregenden“ Mann hat ihn Chamberlain einmal genannt, aber nicht das war es allein, wodurch er mich bannte, nicht die Fülle seines gesammelten, beherrschten, wohlgeordneten, wohlgefügteten und wohlgestalteten Wissens und nicht die Leidenschaft und wohlgestalteten Wissens und nicht die Leidenschaft bloß, es nun aber auch mitzuteilen und auszusäen, sondern mit welcher Leidenschaft in diesem Jüngling alles Geistige durchaus auf Erscheinung im eigenen Leben, auf Selbstdarstellung der Wahrheit, auf Verwandlung der Erkenntnis in unmittelbaren Gebrauch drang, das ließ mich aufhorchen. Ich kenne Denker, auch Täter, auch Gedächtes und Getanes in freudig dankbarer Betrachtung Genießende hohen Ranges; hier aber waren diese drei Lebensarten einmal in einem einzigen Mann gesellt, mit einer Innigkeit, die fast etwas Rührendes hatte. Der naturforschende Philosoph, der den Sinn des Lebens nicht bloß erkennen, sondern auch selber verrichten wollte, dann aber wieder in diesem Schauspiel, worin mitzuspie-

len ihn sichtlich verlangte, gern auch noch der Zuschauer gewesen wäre, kam mir höchst unwahrscheinlich vor, und ich war neugierig, was wohl das Leben eigentlich mit ihm vorhätte.

1910 hatte ich ihn kennen gelernt, 1913 erschien bei Diederichs seine kleine Schrift. „Über die innere Beziehung zwischen den Kulturproblemen des Orients und des Okzidents“. Schon der Titel freundete sich mir an, dem gerade um diese Zeit der Begriff eines zweiten Barocks aufgegangen war, das, wie jenes erste nord-südlich, eine Synthese lateinischen mit dem germanischen Geiste gewesen, jetzt west-östlich, eine Synthese des Abendlandes mit dem Morgenlande sein sollte. Die Schrift war ein Vortrag, den Keyserling in Schanghai gehalten. Er erzählte den Chinesen da von Kant, wie der nachgewiesen, „daß die Sphäre der Wirklichkeit weiter ist als diejenige der Begreiflichkeit“, und tat ihnen dar, wodurch sie den Indern überlegen sind: zwar hat in Indien „der Mensch seine bisher tiefsten Gedanken gedacht“, aber ohne Wirkung auf die Lebensform, den Indern „lag und liegt noch heute zu wenig an dieser Welt, sie haben nie das Himmelreich auf Erden zu begründen versucht“, während dies eben „die wahre Größe der chinesischen Nation“ sei, daß sie „ihr Tiefstes nicht in abstrakter Gestalt, sondern in der des konkreten empirischen Lebens verwirklicht hat“. Auf seiner Reise durchs Morgenland hatte Keyserling

nämlich die Gedanken Indiens und Chinas sozusagen klimatisch erlebt. Selbst unser reinstes Denken behält ja noch immer einen sinnlichen Zusatz, es zieht aus der Atmosphäre an, im Denker denkt Flora und Fauna seines Landes mit, man philosophiert unter Palmen anders als auf der Heide. Die höchste Probe wäre, wenn der Palmenphilosoph einmal auf die Heide gesetzt wird: auf diese Probe hat den jungen Balten sein glücklicher Instinkt gestellt, und sein wunderbares „Reisetagebuch eines Philosophen“ war das Ergebnis. Der Leser teilt am Ende das Schicksal des Autors, mit diesem fühlt auch er sich durch die sanfte Macht des Klimas so verwandelt, daß sie nun beide den Geist des Abendlandes allgemach immer „unwesentlicher“ finden, und, erkennend, „wie wenig notwendig das Tun mit dem Sein ursprünglich zusammenhängt“, innerer Evidenzen und des Begriffs einer „Vollendung“ fähig werden, die sonst dem heutigen, immer nur auf den Augenschein pochenden Europäer unzugänglich sind oder höchstens allenfalls vorgestellt, nicht aber zur inneren Gestalt werden. Das ist der unbeschreibliche Reiz dieses Buchs: es verführt uns zu Selbstverwandlungen, aus denen zuletzt keine Rettung als in die tiefste Selbstbesinnung bleibt.

Der westöstliche Balte kommt zurück und findet den Westen im grauenhaftesten Krieg der Menschheit; aus der Betrachtung der Ewigkeit gerissen, kehrt er sich rasch ent-

schlossen der Forderung des Tages zu. Der Urlaub seines Wesens ist deutsch, er hat Bismarcks Enkelin zur Frau, so trifft ihn der Schrei der deutschen Not ins Herz. Mitten in der Verwüstung glaubt er ja noch an Deutschland, glaubt, daß der Deutsche selber sein eigenes Wesen mißverstanden hat, glaubt, daß dem Deutschen, wenn er sich nur erst recht begreifen lernte, gerade jetzt die Stunde der Erfüllung schlägt. „Ein jeder hat ein inneres Recht nur zu dem, was er wesentlich ist.“ Wesentlich aber seien die Deutschen „das unpolitische Volk Europas“ (wofür er sich auf Goethe und Schiller berufen könnte; Humboldt erst betritt den Abweg ins Politische). Dies scheint ihm aber keine Schwäche, sondern eben die Kraft Deutschlands, gar in einer Epoche, deren Sinn er dahin deuten zu dürfen meint, daß „Politik überflüssig werden soll“. Schon im deutschen Mythos will er dies ausgedrückt sehen: „Wie Siegfrieds großartige und doch sinnlose Laufbahn deutsches Heldentum ewig symbolisiert, so nimmt der Nibelungen Zug an den Donaustrand aller deutscher Erobererzüge Sinn für immer vorweg. Das deutsche Heldentum war immer und ist wesentlich zwecklos, dies aber beweist nicht allein politische Unfähigkeit — es beweist, daß dieses Heldentum ein absolutes ist, letzter Selbstzweck gleich der Wahrheit und der Kunst.“ Das sind die Grundgedanken einer gedrungenen, kristallhellen kleinen Schrift über „Deutschlands politische Mission“, der nun eine eben-

bürtige folgt, mit der Aufschrift „Was uns not tut, was ich will“.

Not tut uns, meint er, eine „Seelenform“, denn in der „Zersekung“ der Seele, wodurch wir jetzt überall bloßen „Verstandesgestaltungen“ preisgegeben sind, sieht er den Grund unserer Ratlosigkeit, in einer „neuen Synthese von Geist und Seele“ nur die Rettung des Abendlands. Diese verspricht er sich vom Deutschen, gerade „wegen der eigentümlichen Irrealität seines Geistes“, von einem Deutschen freilich, der, im Zeitalter des Betriebs überall verdrängt, jetzt nur noch im Verborgenen lebt. Eben den verborgenen, still noch den deutschen Geist bewahrenden, typischen Deutschen, den er den „Weisen“ nennt, wieder auf die Gestalt des deutschen Lebens einwirken zu lassen ist sein Sinn. Eine „Schule der Weisheit“, deren „Höchstausdruck Weisen- und nicht Gelehrtentum wäre“, völlig „staatsfrei“, will er stiften. Derlei hatten ja die deutschen Universitäten auch ursprünglich im Sinn, aber schon Jakob Grimm hat (in seiner „Selbstbiographie“) über die „Obergewalt des Staates“ geklagt, die, seit sie „merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen, . . . der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt“. Das ist über hundert Jahre her und der „Eingriff“ nahm allmählich so zu, daß zuletzt überhaupt kein Flügel der Freiheit mehr zu stützen übrig blieb. Was unsere Universitäten hätten

werden sollen, hätten werden können, wenn nicht ihr geistiges Leben immer mehr vom Staat verschluckt worden wäre, das versucht Keyserling jetzt in Darmstadt, wohin einst Ernst Ludwig, als er noch Großherzog zu Hessen und bei Rhein war, den jungen Ulrich rief, um die Künstlerkolonie zu gründen. Nun soll's eine Kolonie von „Weisen“ werden, oder sagen wir, bescheidener und deutlicher zugleich, von Lebensdenkern. Wenn es zwanzig Deutsche gibt, von denen jeder jährlich tausend Mark beiträgt, ist sie gesichert. Sie werden gebeten, sich zur Keyserling-Stiftung bei Graf Hardenberg im Neuen Palais zu Darmstadt zu melden. Ich glaube daran, weil solchen Gläubigen wie Keyserling immer alles gelingt, freilich meistens anders, als sie denken, doch das ist ja stets gerade das Schönste dabei, wie der Idee dann die Wirklichkeit auf einmal über den Kopf wächst.